

Friedrich Ernst Peters

Gefreiter Wildermuth  
und seine Freundin Germaine

*Friedrich Ernst Peters.*



Friedrich Ernst Peters  
**Gefreiter Wildermuth und seine Freundin Germaine**



Friedrich Ernst Peters

**Gefreiter Wildermuth  
und seine Freundin Germaine**

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

## **Universität Potsdam 2012**

Erschienen in Print:

Peters, Friedrich Ernst: *Kleine Erzählungen*. Göttingen : Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, 1941, S. 10-23.

Peters, Friedrich Ernst: *Erzählungen*. Flensburg : Schmidt, 1950.  
(Flensburger Ganzschriften; Heft 3). S. 7-16.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:  
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen  
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:  
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5772/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57728](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57728)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57728>

In dem großen Kirchdorf Adriers, südlich von Poitiers, waren während des Krieges zwanzig deutsche Gefangene untergebracht. Sie bewohnten einen Kornboden in dem Gebäudewirrwarr der betriebsamen Familie Gerettier-Pallier, der es trotz der Leutenot gelang, eine Bäckerei, eine Futtermittelhandlung, eine Schmiede und ein Fuhrunternehmen durch den Krieg zu bringen. Täglich sah man in den Jahren von 1916 – 1919 die Gefangenen morgens aus dem Torweg dieses weitverzweigten Betriebes herauskommen, wenn sie sich zur Arbeit ins Kirchdorf oder auch auf die Bauernhöfe der Umgegend begaben.

Unter ihnen war Karl Wildermuth derjenige, der den Franzosen am meisten Anlass zum Reden gab. Er war sozusagen eine volkstümliche Persönlichkeit. Dabei konnte ihm aber wahrlich kein Mensch nachsagen, dass er sich um das Wohlwollen der Franzosen jemals bemüht hätte. Ganz im Gegenteil! Einem deutschen Soldaten, der in der unüberbietbar strammen fünften Kompanie des Regimentes 81 gar die Würde eines Gefreiten innegehabt hatte, war eine unversöhnliche Ablehnung alles Französischen einfach Ehrensache. Darum bemühte er sich auch nicht weiter um das Kauderwelsch der fremden Sprache. Trotzdem überwachte er die Unterhaltungen der Franzosen sehr streng, und wenn einer das Wort „Boche“ gebrauchte, geriet er in einen gewaltigen Zorn. Diese unübersetzbare, entehrende Bezeichnung der Deutschen war nun nicht in jedem Fall als Schimpf gedacht. Sie hatte sich eben eingebürgert, und aus dem Munde wohlmeinender Leute konnte sie auch ganz wohlmeinend klingen. Karl Wildermuth aber machte da keinerlei Unterschied. Wenn sein Ohr dies Wort aus einer langen, dunklen Unterhaltung herausklauben konnte, fing er unbändig an zu schimpfen. Für solche Fälle hatte er sich eine Auswahl der kräftigsten französischen Flüche und Schimpfwörter angeeignet. Die Franzosen nun nahmen solche Ungeheuerlichkeiten nicht einfach hin, und so hatte es einmal eine kleine Schlacht gegeben, in der Karl Wildermuth und sein Freund Peter Buhmann gegen eine ganze Schar von

Halbwüchsigen das Feld siegreich behaupteten. Peter hätte dabei in seinem Kampfeifer einen Wachtsoldaten, der die Streitenden trennen wollte, um ein Haar mit einer gewaltigen Keule niedergeschlagen. Da wurde er ins Lager abgeführt und zu einer mehrwöchigen Gefängnisstrafe verurteilt.

Seitdem war Karl Wildermuth ein wenig vereinsamt; denn von den Kameraden war keiner geneigt, mit ihm leichtfertig private Feldzüge gegen die Franzosen zu unternehmen. Er nannte sie denn auch mit großer Verachtung „schlappe Kerle“, die sich mit dem Feind so oder so einrichten. Ein Gefreiter der strammen Fünften allein wusste noch, was die Ehre gebietet.

Nach außen war er immer der unversöhnliche Hasser alles Französischen. Und doch war er sehr mangelhaft gerüstet gegen die Streiche, die ihm das eigene Herz spielte. Zuerst nahte sich ihm der Versucher in der Gestalt eines Hundes, eines ganz gemeinen, verwahrlosten, herrenlosen Köters, der bei den Gefangenen Anschluss suchte und fand. Karl Wildermuth gab dem kleinen, ruppigen gelben Ungeheuer den Namen „Schangel“. Die Bedeutung der Bezeichnung war nun wohl ebensowenig klar wie die des Wortes Boche, und doch schien sie allen die Abscheulichkeit des Französischen wunderbar auszudrücken. Die Namengebung war denn auch mit all der Verachtung vollzogen worden, zu der ein Gefreiter der strammen Fünften im Angesicht eines gesinnungslosen feindlichen Überläufers nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist. Aber der Unerbittliche konnte eben sein Herz nicht richtig verschließen. Der französische Hund stahl sich hinein und machte es sich bequem. Schon nach ganz kurzer Zeit war einer ohne den anderen nicht mehr zu denken, und wenn Karl nun „Schangel“ sagte, so klang es wie eine Liebkosung. Ihm selbst waren die sonderbaren Veränderungen in seinem Herzen nicht klar geworden. Wenn ein Franzose ganz harmlos und nichtsahnend einmal „Boche“ sagte, so musste er den Wortunrat, den Karl für solche Fälle nach wie vor bereithielt, fassungslos an sich niedergehen lassen.



Die Wachtsoldaten sahen den Schangel nicht eben mit freundlichen Blicken an. Wenn sein Herr mit ihm bei den Bauern erschien, gab es oft genug lebensgefährliche Beißereien mit den Hofhütern. Fast war es so, als wollten diese eine Schmach, die dem national gesinnten Hundetum durch den charakterlosen Überläufer angetan worden war, blutig rächen. Unter den Wachtsoldaten bildete sich eine richtige Verschwörung gegen den Schangel. Aber Korporal Dudognon nahm ihn vorläufig noch in Schutz, weil er sich nicht getraute, dem unberechenbaren Wildermuth diesen Freund zu nehmen.

Wenn sich der Schangel nur einen letzten kleinen Rest von Zurückhaltung bewahrt hätte, dann wäre vielleicht noch alles gut gegangen! Aber Überläufer wissen selten um die Grenze, an der ihre Dienstwilligkeit denn doch Halt machen muss.

An einem sommerlichen Sonntagvormittag stand Karl Wildermuth gemütlich schmauchend im Hoftor an der Straße. Der Schangel saß neben ihm und ließ sich die Sonne aufs Fell scheinen. Die beiden Freunde genossen den freien Tag, genossen den Sonnenschein und ihre nun ganz erprobte Zusammengehörigkeit. Da rollte ein Wagen heran, der mit vier Frauen besetzt war. Sie hatten die Messe besucht und wollten nun heimkehren in ihr Dorf. Im Vorbeifahren sagte die eine: „Sieh da, ein Boche.“ Das war beileibe nicht als Angriff gemeint; es sollte nur ganz beiläufig eine Tatsache festgestellt werden. Aber der Gefreite von der strammen Fünften antwortete mit den immer griffbereiten Schimpfereien, und der liebedienerische Schangel stob sofort mit höllischem Gekläff dem Gefährt nach. Da scheute das Pferd, der Wagen geriet in den Straßengraben und warf die kreisenden Frauen in hohem Bogen gegen die jenseitige Böschung. Sie erhoben sich zwar unverzüglich, und keiner war etwas geschehen; aber eine war mit ihrem Kopf der Gartenmauer Pierre Lavauds doch auf fünfzig Zentimeter nahe gekommen. Entsetzliches hätte geschehen können! Da schickten die empörten Frauen auf der Stelle eine Abordnung zum Korporal Dudognon, damit

das seit langem gefällte Todesurteil an dem Schangel nun endlich vollstreckt werde. Der Korporal wollte Einwendungen machen. Als aber die unerbittlichen Frauen mit einem Brief an den Lagerkommandanten drohten, gab er nach. Unter den Tannen hinterm Friedhof bekam der Schangel seine Kugel.

Karl Wildermuth ging mit verstörtem Gesicht auf den Kornboden, legte sich auf den Strohsack und zog sich trotz der hochsommerlichen Hitze eine Wolldecke über den Kopf. Man hätte an seinen Schlaf glauben können, wenn nicht hin und wieder gedämpfte Flüche unter der Wolldecke hervorgekommen wären. Es ist sogar möglich, dass der Gefreite von der strammen Fünften seinem toten Freunde in der Verborgenheit ein paar ganz kleine Tränen nachgeweint hat.

In den folgenden Wochen war er im Umgang mit den Franzosen ablehnend und störrisch wie noch nie. Wenn er doch nur aus dem schmerzlichen Erlebnis mit dem Schangel die nachhaltige Lehre geschöpft hätte, in seine Ablehnung des Franzosentums auch die Tiere einzubeziehen! Aber er war leider darauf erpicht, die Leere, die der Hund in seinem Herzen zurückgelassen hatte, auszufüllen mit einer neuen Neigung zu Tieren, diesmal zu Pferden. Karl Wildermuth, der du immer den rauhen Landsknecht spielst, du verweichlichst dein Herz! Mit einem armseligen Köter hat es angefangen. Nun bist du schon zu Pferden aufgestiegen, und wenn es so weiter geht, stehst du eines Tages ungewappnet der Liebe zu einem Menschen des fremden Landes gegenüber!

Es war kein Wunder, dass Karl, der junge Bauer, sich an die Pferde heranzumachen suchte. Auf den Bauernhöfen um Adriers hatte er nur mit Ochsen zu tun, und das ist ein halb lächerlicher Behelf. Der Fuhrbetrieb des Hauses Gerettier-Pallier war im Kriege sehr zusammengeschrumpft. Die Pferde standen eben auch im Frontdienst, und in dem geräumigen Stall waren nur zwei betagte Rösser zurückgeblieben, die den Omnibusverkehr mit der Bahnstation L'Isle-Jourdon aufrechterhalten mussten.

Der geschichtskundige Pierre Gerettier hatte diese Pferde nach Generälen der Großen Revolution Kléber und Hoche benamt.

Leider konnte sich Karl den Pferden nicht so nähern, wie er es wünschte. Der wassersüchtige junge Pferdeknecht Armand wusste mit der Heimtücke des körperlich Unzulänglichen jede weiterführende Annäherung zu hintertreiben. Wenn der Deutsche voll Verlangen den Pferdestall umschlich, stand der Kranke höhnisch grinsend in der Tür. Seine Unterschenkel waren so geschwollen, dass sie die weiten, zerschissenen Hosenbeine prall ausfüllten. Das Gesicht war blässlich und gedunsen. Wenn er über den Hof ging, so sah es aus, als habe man ihm schwere Säcke an die Beine gebunden. Vielleicht war es ihm eine Schmach, nicht neben seinen Altersgenossen an der Front zu stehen. Vielleicht auch empfand er vor dem schlanken, kräftigen Deutschen, der seinen blonden Schnurrbart so keck hochgezwirbelt trug, mit zu großer Beschämung die eigene Hässlichkeit und Schwäche. Auf jeden Fall hasste er den Deutschen.

Eines Tages streckte sich der Kranke auf sein letztes Lager. Frau Pallier hatte das stumme Werben des Gefangenen um die Pferde wohl bemerkt, und da man sich auch der Geschichte mit dem Hund noch gut erinnerte, wurden Kléber und Hoche dem wohl zornmütigen, aber doch offenbar sehr tierlieben Wildermuth in Obhut gegeben.

Wie sich nun in der Stille und dämmerigen Einsamkeit des Stalles die Freundschaft mit den Pferden knüpfte und festigte, das hat keiner gesehen. Und niemand hat die töricht-zärtlichen Reden gehört, mit denen Karl seine Tiere überschüttete. Und als der Gefreite von der strammen Fünften sein Herz schon so weit an französische Pferde verloren hatte, da erschien verhängnisvollerweise auch noch Germaine.

Ohne Übergang wurde Germaine, das fünfjährige Mädchen, aus Paris nach Adriers zu ihren Verwandten, den Gerettier-Pallier, verpflanzt, nachdem ihre Mutter an den Folgen eines Unfalls in der Fabrik gestorben war. Ihren Vater kannte Germaine

nicht. Der war seit dem Anfang des Krieges Gefangener in Deutschland, und sie war erst 1913 geboren. Sie hatte ihre ersten Lebensjahre in einem düsteren Mietshause verbracht. Einmal – das wusste sie noch sehr genau – hatte die Mutter sie in den Bois de Boulogne geführt. Dort gab es Sonnenschein, dort standen so wunderbare Bäume, und dort war ihr ein Mädchen begegnet, das auf einem kleinen Pferde ritt. Wie eine Erscheinung aus der Märchenwelt stand ihr dieses Bild unverlierbar im Gedächtnis.

Die Großtante Pallier holte das verlassene Kind im Juni 1918 aus Paris ab. Germaine stand all den fremden Menschen nicht ablehnend zwar, aber doch etwas kühl prüfend gegenüber. Große, dunkle Augen blickten über ihre Jahre hinaus ernst und verständig in eine Welt, die sich ihr bis dahin nicht sehr hold bezeigt hatte.

Am Morgen nach der Ankunft machte sie durch den Gebäudewirrwarr ihrer Verwandten eine Forschungsreise, die von Wundern zu Wundern führte. Sie streichelte der gewaltigen Eiche, die mitten im Hof aufstieg, zärtlich die rauhe Rinde, sie machte Bekanntschaft mit dem Feigenbaum, der am Ende der Gasse zwischen Schmiede und Backhaus stand. Sie fand einen Garten voll märchenbunter Blumen, und zuletzt stolperte sie aus dem grellen Licht des Hofes in den Dämmer des Pferdestalles. Pferde! Nicht eines nur und ein kleines nicht, nein, hier fand sie zwei riesengroße Rosse. Da begann die Kleine, die so früh gelernt hatte, an der Vortrefflichkeit ihres Lebens unbewusst zu zweifeln, sieghaft und ganz plötzlich an die Möglichkeit aller Wunder zu glauben. Als sie Kléber und Hoche vorläufig betrachtet hatte, entdeckte sie dann freilich auch noch einen fremden Mann.

Beim Mittagessen saß Karl Wildermuth ganz unten am Ende der Tafel. Germaine löffelte ihren Teller mit einer merkwürdigen Hast leer. Dann sprang sie auf, lief zu dem Gefangenen, stützte ihre Ellbogen auf seine Knie, sah mit unbegrenztem Vertrauen zu ihm auf und fragte: „Gehen *wir* jetzt wieder zu den Pferden?“

Hier war eine Gemeinschaft gebildet, die sich sofort gegen jede Erweiterung aus der Umwelt scharf abschloss. Das gab dann ein großes Wundern. Die Großtante Pallier fühlte mit einer kleinen Eifersucht, dass Germaine sich schon verschenkt hatte, bevor sie, die Großtante, mit ihrer Werbung recht beginnen konnte.

Und wiederum ist ein Geheimnis, wie die beiden Freunde sich fanden und immer herzlicher verbanden. Gewiss ist die Verständigung in der Sprache schwierig gewesen; aber hier war ein Weg gefunden, der unmittelbar von einem Herzen zum anderen führte. Das Widersprüchliche und Sonderbare der Freundschaft wurde Germaine nicht klar. Die Gefangenschaft des Vaters galt ihr wie eine Art Verzauberung, die einmal zum guten Ende führen musste. Sie dachte auch weiter nicht der Frage nach, warum ihr lieber Freund Charles bei den fremden Männern auf dem Kornboden schlafen musste. Zwar war ihr von den Boches allerlei Schreckliches zu Ohren gekommen. Da sie aber einmal daheim in dem Bilderbuch eines Freundes einen deutschen Soldaten mit der Pickelhaube gesehen hatte, war ihrer Meinung nach der Boche durch diese befremdende Kopfbedeckung gekennzeichnet, so etwa, wie der Rüssel den Elefanten und der Höcker das Kamel ausmacht. Sie kam also nicht darauf, in den deutschen Soldaten, die hier immer in der Feldmütze herumliefen, die gefürchteten Boches zu vermuten.

Wenn Karl die Pferde zur Tränke auf den Hof führte, dann durfte Germaine reiten, ganz wie das Mädchen im Bois de Boulogne. Wohl konnte sie mit ihren kurzen Beinchen auf dem breiten Pferderücken keinen rechten Halt gewinnen. Aber Charles hielt mit seiner gewaltigen Faust ihre kleine Wade fest und doch liebevoll so umspannt, dass sie im Reiten unbesorgt die Arme in die Luft werfen und vom Feigenbaum und der großen Eiche Blätter abreißen und verstreuen konnte. Das sah aus, als werfe eine Prinzessin beim Ritt durch ihr Land Münzen in die Volksmenge. Ja, Germaine fühlte sich als Prinzessin; man sah es ihren strahlenden Augen an. Musste sie ihren Charles nicht innig

lieben, weil er sie zu solchen Wonnen und Würden geführt hatte? Für Karl Wildermuth auch war jeder Ausritt ein Fest. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, dass sich ein Gefreiter der strammen Fünften doch eigentlich entwürdigt, wenn er sich von einer kleinen französischen Prinzessin als Stallknecht verwenden lässt.

So ging der Sommer 1918 hin. Der Herbst brachte dann das böse Ende des Krieges. Karl tobte gewaltig gegen das Geschick, das ihm verwehrt hatte, an der Front den Zusammenbruch zu verhindern. Für ihn war es ausgemacht, dass der Krieg ein anderes Ende genommen hätte, wenn die stramme Fünfte in der Zusammensetzung von 1914 noch vorhanden gewesen wäre. Oft genug war er versucht, in seinem Grimm Franzosen anzugreifen, von denen er sich quer angesehen glaubte. Germaine gegenüber aber blieb er unverändert.

Die Großtante Pallier hatte schwere Sorgen; denn ihr Neffe Henri, Germaines Vater, hatte seine Ankunft gemeldet. Es war nämlich so, dass die Deutschen ihre französischen Gefangenen sofort herausgeben mussten. Das Schicksal der Deutschen in Frankreich aber blieb ganz unbestimmt. Die Großtante sprach mit ihrem Mann und ihrem Bruder: „Ihr wisst, Henri ist ein Hitzkopf, und wenn er hier noch Deutsche findet, wird er sie für alles verantwortlich machen: für seine Gefangenschaft, für den Tod seiner Frau, kurz, für alles. Und Charles, der ebenso jähzornig ist, wird sich an dem Heimkehrer Henri dafür rächen wollen, dass er noch hierbleiben muss. Ich fürchte, es wird Mord und Totschlag geben.“

Ihre tiefste Sorge aber teilte Frau Pallier den Männern nicht mit. „Germaine kennt ihren Vater nicht“, dachte sie. „Henri wird sich an das Kind klammern wollen, das allein ihm geblieben ist. Und dann muss er sehen, wie sehr Germaine den Deutschen liebt, und wie ihr der Deutsche vertrauter ist als der eigene Vater. Er wird den Fremden anklagen, einem vereinsamten Vater das Herz seines Kindes gestohlen zu haben – und dann gibt es ein Unglück.“

Henri erschien eines Tages in Adriers. Gleich am Tage nach seiner Ankunft schloss er im Pferdestall Bekanntschaft mit Karl Wildermuth. Der Franzose hatte von der deutschen Sprache allerlei begriffen, und die Verständigung machte kaum Schwierigkeiten. Henri zündete sich keine Zigarette an, ohne zuvor dem Deutschen aus seinem Vorrat angeboten zu haben, und Karl konnte sich nach schmerzlichem Darben einmal richtig satt rauchen. In der Mittagsstunde saßen sie sich auf dem Kornboden auf der niedrigen Bank des einzigen Fensters gegenüber. Sie unterhielten sich friedlich über Deutschland, und der Franzose zeigte allerlei Aufnahmen aus dem Gefangenenlager. Da kramte auch Karl Wildermuth seine Bilder aus. Trotz dieses kameradschaftlichen Treibens waren beide misstrauisch, und in ihren Augenecken lauerten die Vorbehalte.

Plötzlich tappten kleine Füße die Treppe empor, und Germaine trat in den Raum, kam näher und griff in den Bilderstoß hinein, der zwischen den Männern auf der Fensterbank lag. Sie erwischte ein Bild, das einen Bruder Karls in der Paradeuniform der Friedenszeit zeigte. Germaine sah wie gebannt auf die Pickelhaube, ihre dunklen Augen weiteten sich, und aus dem Bedürfnis, den Freund an ihrem Wissen teilhaben zu lassen, sagte sie mit ihrer tiefen und etwas altklug klingenden Stimme: „Tiens, Charles, c’est un Boche!“ („Sieh mal an, Karl, das ist ein Boche!“)

Henri verfiel in ein geräuschvolles, prustendes Lachen. „Aber mein Kind, Charles ist doch auch ein Boche!“ rief er aus. Da warf Germaine das Bild in eine Ecke, drang mit wutverzerrtem Gesicht und geballten Fäusten auf ihren Vater ein und spuckte ihn an. Ihrem Freunde Karl aber schlang sie die Arme um den Hals, verbarg das Gesicht an seiner Brust und schluchzte, als sollte ihr das Herz brechen. Sie war ganz erfüllt von ihrer Aufgabe, dem Freund Liebes zu erzeugen, ihn zu trösten in der ungeheuerlichen Kränkung, die ihm ihr Vater angetan hatte. Der wilde Karl, der Gefreite von der strammen Fünften, strich der Kleinen

immer wieder liebkosend über das Haar, und seine Hand zitterte ein wenig. Als er aber den Kopf hob, sah er dem Franzosen in die Augen, an deren Grunde ein unheimlich-böses Glimmen langsam aufgestiegen war. An dieser Glut entzündete sich in den Augen des Deutschen dasselbe Feuer. Jetzt fühlte Henri sich wirklich durch die Schuld des Fremden um die Liebe seiner Tochter betrogen. Mit zornentstellten Gesichtern saßen sich die Männer gegenüber. Ihr Atem ging schwer.

„Germaine, jetzt kommst du hierher, und sofort!“ schrie der Franzose. Die Kleine fuhr zusammen und gehorchte. Schwer fiel ihr auf die Seele, dass sie den Vater angespuckt hatte. Das war gewiss gewesen, was die Großtante Pallier mit einem dunklen Wort „Sünde“ nannte. Sie umarmte ihren Vater und bat flehentlich um Verzeihung. „Germaine“, sagte Henri, jäh umgestimmt, „liebe, kleine Germaine. Ich habe doch nur Spaß gemacht. Charles ist selbstverständlich *kein* Boche.“ Da sie aber noch in großer Scham ihr Gesicht verbarg, machte sie schon einen Arm aus der Umschlingung frei und zog damit den Freund heran. Sie stand nun zwischen den Männern, und jedem hatte sie einen Arm um den Hals gelegt. Mit sanfter Gewalt zwang sie die Köpfe der Verfeindeten zueinander. Als diese aber die Absicht des Kindes errieten, strebten sie mit aller Entschiedenheit auseinander. Germaine weinte wieder heftiger.

Da zwinkerte der Franzose dem Deutschen zu mit einem verlegenen und guten Lächeln. Karl Wildermuth gab das Lächeln zurück, und für einen Augenblick berührten sich die Köpfe der beiden, und einer legte dem anderen scheu einen Arm um die Schulter. Solche Gebärden unerschütterter Freundschaft beruhigten Germaine ganz, und auf Geheiß des Vaters verließ sie mit einem befreiten Lächeln den Raum.

Die Männer horchten dem Tappen ihrer kleinen Füße auf der Treppe nach. Das gute, versöhnliche Lächeln stand noch in ihrem Gesicht und war nicht gewillt, neuen Gebärden des Zornes zu weichen. Ein wenig feierlich war ihnen zumut, und dem Franzo-



sen stieg gar ein Zucken in die Augen. Da lachte er etwas gewaltsam auf, versetzte dem Deutschen einen schallenden Schlag auf den Oberschenkel und rief: „Eine verteufelte kleine Krabbe, nicht wahr, Kamerad? Eine ganz verteufelte kleine Krabbe!“